

Das Tier im Menschen

Rainer Danzinger

(Kulturkritischer Essay in der Zeitschrift „Sterz“, 1984)

Was ist das doch für ein ödes Leben. Wozu fresse ich dieses ganze vergiftete Zeug, wozu sitze ich in einem Betonhochhaus den ganzen Tag herum und fahre mit der Teufelsmaschine von Auto über hässliche Asphaltstraßen. Das Geflimmer auf dem Bildschirm des Computers ist eine Zumutung für meine armen Augen, tagtäglich werden meine Phantasie und mein Körper von einer trostlosen Umwelt mit Füßen getreten, und ich soll davon noch begeistert sein.

Dieses Leben ist mir an der Wiege nicht gesungen worden, und ich lasse mir nicht einreden, dass ich dafür geschaffen bin. Ich lasse mir von den ganzen humorlosen und langweiligen Verfechtern unserer netten Zivilisation meinen Glauben an die alten Tierdämonen in mir nicht austreiben. Ich liebe diese Geister nämlich, auch wenn sie mir dauernd alles durcheinanderbringen. Obwohl ich längst weiß, dass es immer wieder Scherereien und Ärger mit ihnen gibt, lasse ich mir nicht einreden, dass die ganzen idiotischen Liebesgeschichten, die schwitzende Haut und das Stöhnen, wenn einem die Haare ins Gesicht fallen, nichts bringen. Wer braucht denn diese Tröstungen nicht? Wer braucht die nächtlichen Diskussionen mit den alten Freunden, bei denen nichts herauskommt, außer, dass viel geraucht wird, nicht? Diese Erlebnisse sind doch das einzige, was die schmutzige und düstere Landschaft der Städte belebt. Der Städte mit ihren steinernen Fassaden, zwischen denen scharenweise Halbtote herumirren. Halbtote, die kein Bedürfnis mehr spüren, weil sie noch rülpsen müssen vom letzten Fraß, arme Schweine, denen die Augen überquellen angesichts des Konsumangebots, das ihnen die letzten Wünsche in ihren verfetteten Herzen erstickt, wie eine überfürsorgliche Mutter, die ihrem Liebling jeden Wunsch von den Augen abliest, bis sich das arme Hascherl gar nichts mehr zu wünschen traut.

Es ist natürlich keine große Kunst, über die Konsumgesellschaft, das Werbefernsehen und die Plakate zu maulen. Aber es ist sehr schwierig, unter dem ganzen Misthaufen angezüchteter Wünsche noch die baseline anderer, leiserer Bedürfnisse zu zeichnen, die zarten Fäden zu spüren, die am Herzen ziehen oder die Stimmen der tierischen Vorfahren aus dem Wald zu hören, falls diese nicht schon ausgestorben sind.

Besonders bei dem mörderischen Verkehrslärm und der allgemeinen Hektik. Wer glaubt denn heute noch daran, dass die besten Vergnügungen gratis sind, gratis wie die Wolken am Himmel. Um Missverständnisse zu vermeiden: ich möchte hier keine Lanze für eine romantische, zivilisationsfeindliche Naturmythologie brechen. Wenn ich mit dem altbekannten Ziehen im Bauch auf einen schönen runden Hintern oder auf ein einladendes Lächeln abfahre, so muss das nicht der Instinkt des tierischen Ahnherrn sein, die Stimme des alten geilten Fuchses, der sich da in mir regt. Genauso

gut kann ich im Kino gesehen haben, wie zwei sich umarmen wie Ertrinkende oder ich folge irgendeinem neurotischen Wiederholungszwang, wenn ich als unverbesserlicher Sklave der Vergnügungen quer durch die Nacht stolpere. Ich gebe mich keinen biologistischen Illusionen hin und bin jederzeit bereit, zuzugeben, dass meine Bedürfnisse denen eines durchschnittlichen kleinbürgerlichen Österreicher, der in der Nachkriegszeit aufgewachsen ist und in Familie und Schule wie ein Schwamm den Geist seiner kulturellen Umgebung aufgesaugt hat, entsprechen. Sozialisation und Position in der Gesellschaft in diesem kleinen Staat formten meine Persönlichkeit. Wäre ich aber wirklich so völlig anders, wenn ich als Säugling geraubt und im Orient aufgezogen worden wäre? Obwohl diese alte Frage nach dem angeborenen Substrat schwer zu beantworten ist, würde ich zu gerne einmal so einen Doppelgänger von mir sehen. Wie schaut mein angeborener Kern eigentlich aus? Sogar *Marx* hat schließlich an der Vorstellung von einem biologischen Substrat der Bedürfnisse festgehalten, obwohl er den Menschen in erster Linie als *"Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse"* begriff. Beispielsweise im Rohentwurf zum *'Kapital'* unterscheidet er deutlich zwischen natürlichen und von der Sozietät geschaffenen Bedürfnissen, Vermutlich ist diese Gegenüberstellung zweier Typen von Bedürfnis schwer haltbar. Schon sogenannte natürliche Bedürfnisse sind, gerade wo sie am urtümlichsten wirken, keineswegs einheitlich. Unter entwicklungsgeschichtlich jungen Reflexen verbergen sich oft antagonistische archaische. Wenn, etwa durch einen Schlaganfall, Teile der Großhirnrinde ausfallen, können alte Mechanismen wirksam werden wie z.B. die Stützreflexe, über die sonst nur Tiere wie die Katze verfügen. Wir haben diese Automatismen also nicht verloren, sondern unterdrückt.

In jedem von uns stecken nicht nur ein, sondern zahlreiche solche unterdrückte Tiere. Sozusagen ein Fisch mit einer Eidechsenhaut, die vom Federkleid eines Vogels verhüllt wird, über welche wiederum der Pelz des schlauen roten Fuchses gezogen ist. Ganz außen aber kommt die nackte Menschenhaut darüber, in der wir alle geboren wurden. Die lieben Eltern und Erzieher schneiden dann noch die diversen Kleider der kulturellen Anpassung, um diesen beschämenden Zustand der Nacktheit zu beseitigen. Ich jedenfalls habe fest gestrampelt, wie sie mir die Hosen der Tradition hinaufgezogen haben. Ganz ohne Revolte und historischen Wandel läuft es nie, wenn die Mächtigen ihr Gesetz durchdrücken wollen. Aber wie schon gesagt: auch bei meiner Geburt war ich nicht so nackt, hilflos und instinktarm, wie es vom Menschen immer behauptet wird. Deshalb finde ich es nicht richtig, wenn es schon in den Anakreonten der alten Griechen heißt: *"Die Natur gab den Stieren Hörner, den Pferden Hufe, den Hasen Schnelligkeit, den Männern aber den Gedanken"*. Ich habe auch die Hörner, Hufe, Krallen, Flügel und die dazugehörigen Instinkte meiner Tierverwandten, zumindest ansatzweise. Ich habe sie irgendwo unterhalb meiner glatten Menschenhaut, die nur scheinbar so aussieht wie ein unbeschriebenes Blatt, auf das die Gesellschaft ihre Phrasen schreiben kann.

Deshalb widerspreche ich Herrn *Lessing*, der den Menschen einen von Natur benachteiligten und wehrlosen Schwächling, einen Außenseiter in der Sackgasse des Lebens nennt.

Und ich widerspreche allen seinen Nachfolgern, die die Leistungen der Kultur nur als Kompensation dieser angeblichen Minderwertigkeit hinstellen, von *Rousseaus "animal deprave, corrompu"* über *Nietzsches "krankes Tier"* bis zu *Gehlens "Mangelwesen"*.

Je weniger ich aber an die ursprüngliche Instinktarmut des Menschenkindes glaube, desto stärker werden auch meine Zweifel an der unbegrenzten Plastizität des menschlichen Wesens. Denn irgendwann während dieses kreativen, utopischen Experiments der Selbsterschaffung der Menschheit fangen die tierischen Ahnherren unwillig zu knurren und zu brummen an. Es stimmt nicht, was *Pico della Mirandola* nach einer arabischen Vorlage Gott zu Adam sagen lässt: *"Du allein bist nirgends beengt und kannst dir nehmen und erwählen, das zu sein, was du nach deinem Willen beschließt. Du selbst sollst zu deiner Ehre dein eigener Werkmeister und Bildner sein. Du kannst zum Vieh entarten oder dich zu den höchsten Sphären der Gottheit erheben."*

Bedenkenlos schwärme ich allerdings für meine Tiervorfahren nicht. Auch die Viehherden, die ich über die Rolltreppen fahren sehe und die sich abends wie Paviane um die Wirtshaustische zusammenrotten, dienen nur meiner Unfähigkeit als Metapher, Massenphänomene zu durchschauen. Derlei simple Natur/Kultur – Vergleiche, in denen sich *Lorenz* und seinesgleichen gefallen hat schon *Marx* kritisiert, etwa wenn er in einem Brief an *Engels* (vom 18.6.1820) schreibt: *„Es ist merkwürdig wie Darwin unter Bestien und Pflanzen seine englische Gesellschaft mit Teilung der Arbeit, Konkurrenz, Ausschluß neuer Märkte, Erfindungen und Malthusischem „Kampf ums Dasein“ wiedererkennt.“*

In Wirklichkeit kann niemand die Einflüsse von Natur und Kultur im Einzelfall trennen. *„Kann der Anthropologe den Schädelindex eines Volkes angeben, das die Sitte pflegt, die Köpfe seiner Kinder von früh an durch Bandagen zu deformieren?“* bemerkt *S. Freud* ironisch in seiner Schrift *"Die Zukunft einer Illusion"*. Wie auch die Fäden von Natur und Kultur verwoben sein mögen, meine animalischen Bedürfnisse bleiben doch immer öfter im Verkehrsstau stecken, verwelken in den finsternen Straßenschluchten, werden wie Kohle verbrannt, um die Stadt zum Leuchten zu bringen oder erstarren angesichts der Rüstungs- und Ausbeutungspolitik der Mächtigen vor Schreck. Gefühlsmäßig glaube ich zu spüren, dass ich eine Grenze überschreiten soll, über die mir meine tierischen Vorfahren nicht folgen wollen. Dabei ist mir egal, ob ich mit diesen tierischen Vorfahren mystifizierte Instinkte oder gar die Fabelwesen einer totemistischen Privatreligion meine. Es kann ja meinetwegen sein, dass eine Entwicklung auf die klassenlose Gesellschaft der Zukunft hin (wie fad das klingt) noch allerlei unvorstellbare Fähigkeiten und Bedürfnisse in uns wecken wird. Aber als Preis für diese Entwicklung, lassen wir die guten großen Tiere, die uns früher über unheimliche Abgründe geholfen haben, in

einem grauen Nebel verschwinden. Chiron, Sphinx und Chimären sind verblasst, und bald werden auch Tiger und Giraffen aussterben. El condor pasar. Woher werden wir dann die Bilder für starke Leidenschaften und schwierige Konflikte hernehmen? Unsere Kinder werden keine Stiere oder Frösche mehr kennen, ganz zu schweigen von Falken oder Wölfen. Bestenfalls werden Goldhamster, weiße Mäuse und Dackel zur Darstellung schwieriger Reifungsprobleme dienen, und wenn ich jemand Schwein oder Rindvieh schimpfe, kann er sich gar nichts rechtes mehr darunter vorstellen. Letzten Sommer habe ich mit einer gewissen Rührung einen Hirschkäfer beobachtet, der einen Neubau zu überfliegen versuchte und immer wieder auf der Betonwand landete. Als es ihm schließlich doch gelang und er am Abendhimmel verschwand, dachte ich mir plötzlich in einer Anwandlung von Sentimentalität:
„Was bin ich doch selber für ein altmodischer Hirschkäfer, der mit seinem schwerfälligen Geweih prahlerisch durch den Abendhimmel des alpenländischen Spätrokoko torkelt“.
Was hätte ich mir ohne den Hirschkäfer gedacht?

Rainer Danzinger, alter Fuchs, manchmal auch Hirschkäfer, Gemse oder Krähe
Sterz, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kulturpolitik
1984 Nr.28: Natur